

Der folgende Text ist ein Auszug aus dem Roman „Mein Kopf, der ist ein Zimmer“ von Erdmann Kühn aus dem Jahr 2016. Der Roman handelt von Friedel, der nach dem Abitur von West-Berlin nach Köln zieht, um zu studieren und das richtige Leben kennenzulernen.

## Ankunft in Köln

Im Frühjahr 1976 fährt<sup>1</sup> Friedel die Orte an, die für ein Studium infrage kommen. Hamburg hat ihm gut gefallen, die große Stadt, offener und großzügiger als West-Berlin, die Nähe zum Wasser, der Hafen und der Wind vom Meer. Der salzige Geruch von Freiheit und Abenteuer. Aber Hamburg klappt nicht, die Prüfung an der Musik-

5 hochschule hat er zwar bestanden, aber für das Lehramtsstudium<sup>2</sup> ist sein Notendurchschnitt von 2,5 nicht gut genug. Und Lehrer will er ja werden, Sonderschullehrer<sup>3</sup>. Also bleiben noch Dortmund und Köln, dort, wo Sonderschullehrer ausgebildet werden.

Zuerst ist er nach Dortmund gefahren. Die neu gebaute Betonfestung am Stadtrand

10 hat ihn anfangs abgeschreckt, aber dann hat er schnell eine sehr nette Studentin kennengelernt, die ihn ein wenig herumführt und im schönsten Ruhrpott-Dialekt<sup>4</sup> erzählt, das sei alles nicht so schlimm hier und man gewöhne sich schnell daran und sehe dann gar nicht mehr, wie hässlich das aussähe. Wichtig wäre doch, dass die Leute nett wären – und das wären sie hier auf jeden Fall! Dabei schaut sie ihn mit

15 einem derart entwaffnenden Lächeln an, dass Friedel ihr sofort zustimmen muss. Ja, es bestätigt seinen Eindruck. Die Leute sind vielleicht etwas rau, aber offen, herzlich und hilfs-

20 bereit. Dortmund ist schon mal eine Option.

Dann jedoch kommt er nach Köln und die Stadt nimmt ihn sofort in ihren Besitz<sup>5</sup>. Der Dom, der breite Fluss mit



---

<sup>1</sup> *anfahren* (her) besøge

<sup>2</sup> *Lehramtsstudium* n læreruddannelse

<sup>3</sup> *Sonderschullehrer* m specialskolelærer

<sup>4</sup> *Ruhrpott-Dialekt* m dialekt talt i Ruhrområdet

<sup>5</sup> *die Stadt nimmt ihn sofort in ihren Besitz* (her) han falder straks for byen



25 seinen Brücken und den ausgedehnten Uferpromenaden. Es hat fast etwas von Nach-  
hausekommen. Er fühlt sich von Anfang an wohl in Köln und es ist ihm völlig klar, er  
wird hier studieren und nicht in Dortmund. Die Kölner sind anders als die Leute im  
Pott<sup>6</sup>, aber ebenso freundlich und hilfsbereit. Selbst als er von der ZVS, der Zentral-  
stelle für die Studienplatzvergabe<sup>7</sup>, eine Absage für das Sonderschulstudium in Köln  
30 bekommt – auch hier ist sein Notendurchschnitt zu schlecht – beschließt er nach  
Rücksprache mit der Studienberatung, erst einmal das „normale“ Lehramtsstudium  
an der PH, der Pädagogischen Hochschule, in Köln zu beginnen. „Später kannst du  
immer noch rüber wechseln“, raten sie ihm, „nach dem ersten oder zweiten Semester  
klappt das meistens!“

35 Schon am ersten Tag findet er ein kleines möbliertes Zimmer in Lindenthal<sup>8</sup>, fünf  
Fußminuten von der PH entfernt. Es ist der erste Zettel, den er an der Pinnwand vom  
Studentenwerk entdeckt. Ein Anruf, eine ältere Dame erklärt ihm am Telefon, er solle  
in die „Charlesstraße“ in Lindenthal kommen. Er fragt noch einmal nach. Ja, in die  
Charlesstraße. Was ihn irritiert<sup>9</sup>, ist, dass die Frau nicht Scharls sagt, mit einem „s“  
40 am Ende, sondern Scharl ohne „s“. Was ihn noch mehr irritiert, als er auf dem Stadt-  
plan sucht: In Köln gibt es gar keine Charlesstraße! [...] Zum Glück kommt Friedel auf  
die rettende Idee, sich die Scharrlstraße buchstabieren zu lassen, S C H A L L – jetzt  
endlich weiß er, wo er hin muss: In die Schallstraße!

Das Zimmer ist wirklich nur ein winziges Kämmerchen, sieben Quadratmeter, mit  
45 schrägen Wänden direkt unterm Dach. „Klein, aber mein!“ denkt sich Friedel. Alles,  
was er braucht, ist drin: Ein kleiner Schreibtisch mit Blick auf die Lindenthaler Dächer,  
ein Regal für Bücher, ein altes Liegesofa, auf dem zur Not auch zwei Leute eng an-  
einander gekuschelt schlafen können, eine geräumige Kommode, in der sowohl die  
Cellonoten, Ordner, Blöcke, Kleinkram, als auch überlebenswichtige Vorräte passen:  
50 zwei verschiedene Marmeladen, eine gelb, eine rot, Nudeln, Ketchup, Apfelmus.

Die winzige Küche für die vier Dach-Studenten ist im Flur direkt gegenüber, hier gibt  
es einen Kühlschrank, eine Doppel-Kochplatte und eine kleine Spüle. Noch kleiner ist  
das Gemeinschaftsklo. Eine Dusche gibt es nicht, Waschen muss man sich am kleinen  
Handwaschbecken im Klo mit kaltem Wasser. Dafür kostet das Zimmer auch nur 60

---

<sup>6</sup> im Pott hverdagssprog for im Ruhrpott

<sup>7</sup> Zentralstelle für die Studienplatzvergabe hovedkontor for tildeling af studiepladser

<sup>8</sup> Lindenthal bydel i Köln

<sup>9</sup> irritieren (her) forvirre

55 Mark<sup>10</sup> im Monat. Da Friedel noch nicht weiß, ob er BAföG bekommen wird und wie viel, ist das schon mal eine gute Einsparmöglichkeit, um mit möglichst wenig Geld über die Runden zu kommen.

Zwei Leute können gleichzeitig zu Besuch kommen und sich  
60 nebeneinander auf die Bettliege<sup>11</sup> setzen, Friedel auf den Schreibtischstuhl, dann ist das Zimmer voll. Wenn Friedel Cello übt, muss er die Tür abschließen, denn sonst würde ein Besucher den Notenständer umreißen.



Im Zimmer nebenan wohnt Ali, ein hagerer Iraner mit  
65 schwarzem Haar und dunklen Augen. Im Bücherregal seines immer ordentlich aufgeräumten Zimmers stehen mehrere dicke Marx-Engels-Bände<sup>12</sup>. Er lädt Friedel öfter zum Tee ein, den er in einer kleinen Metallkanne aufgießt, die er jeden Tag nach Gebrauch mit Scheuermittel<sup>13</sup> so lange behandelt, bis sie wieder rundum blitzt. Ali ist immer für ein Gespräch zu haben<sup>14</sup>, aber wenn er von sich selbst oder von Persien  
70 erzählt, bekommt er diese tiefen Schatten um die Augen. Er ist geflohen, um in Deutschland zu studieren, darf aber nicht studieren, da er die nötigen Papiere nicht vorweisen kann. So verbringt er seine Tage mit Spaziergängen, Gesprächen und der Lektüre des Kapitals<sup>15</sup> auf Deutsch. Er kann gar nicht fassen, dass Friedel noch nichts von Karl Marx gelesen hat, wo er doch Deutscher ist und ihm das Lesen auf Deutsch  
75 viel flüssiger von der Hand geht als einem armen persischen Studenten. Das sei doch das Wichtigste: Gerechtigkeit und Arbeit für alle.

Friedel bekommt ein schlechtes Gewissen, wenn er mit Ali redet, weil es ihm selbst ja eigentlich gut geht, im Vergleich zu Ali sogar blendend, und er einfach studieren kann, was er will. Er lädt Ali öfter mal zu einem Kölsch in der Eckkneipe<sup>16</sup> ein, aber  
80 auf mehr als ein Kölsch lässt sich Ali nie ein. Die Unterhaltungen mit ihm werden schnell tiefgründig und schwermütig, er findet die Leichtigkeit und den sorglos-amüsanten Plauderton der Kölner befremdlich. Friedel dagegen hat sich schnell daran gewöhnt und mag gerade das an den Kölnern: Man kann einfach so ein bisschen  
85 vor sich hin schwätzen und braucht nicht immer tiefsinnige Themen. Man darf sich sogar in eine Unterhaltung spontan mit einmischen, wenn man Lust hat, und wird dabei sofort geduzt



<sup>10</sup> Mark f vesttysk valuta. 60 mark svarede til ca. 225 kr. i 1976

<sup>11</sup> Bettliege f sovebriks

<sup>12</sup> Marx-Engels-Bände pl værker af Karl Marx og Friedrich Engels

<sup>13</sup> Scheuermittel n skurepulver

<sup>14</sup> Ali ist immer für ein Gespräch zu haben Ali er altid klar til en snak

<sup>15</sup> Das Kapital hovedværk af Karl Marx

<sup>16</sup> Eckkneipe f værtshus, som ligger på et hjørne

und in den Kreis mit aufgenommen – so etwas kennt er aus Berlin nicht.

Die Kehrseite der Kölner Leichtigkeit bekommt er auch schnell mit: Wenn man mit  
90 jemandem am Abend zuvor Kölsch getrunken und über Gott und die Welt gesprochen  
hat, kann es trotzdem ein paar Tage später passieren, dass der andere einen an-  
scheinend nicht wiedererkennt oder nicht weiter beachtet. Nicht aus Bosheit oder  
Vergesslichkeit, es ist eher eine Art Oberflächlichkeit. Friedel ist sich anfangs manch-  
mal unsicher, mit wem er jetzt befreundet ist oder einfach nur oberflächlich bekannt.  
95 Das „Drink doch ene met!“<sup>17</sup> des Kölners bedeutet nicht viel mehr als eine freundliche  
Einladung zum Mittrinken und Miterzählen. Man sollte sie auf jeden Fall annehmen  
und genießen, sich aber nicht zu viel davon versprechen. Wenn man das einmal ka-  
piert hat, lebt es sich als Zugereister sehr angenehm und einfach in Köln.

Dazu kommt, dass man als Student in Köln auf eine Menge anderer „Immis“, Immi-  
100 granten, trifft, die alle von der Kölner Gastfreundlichkeit und Aufgeschlossenheit pro-  
fitieren. [...] Alle bringen ihre eigene Klang- und Sprachfärbung mit und ihre regiona-  
len Eigenheiten. Friedel staunt immer wieder, wie vielschichtig und verschieden die-  
ses große Nordrhein-Westfalen ist. Und trotzdem übernehmen sie alle, egal aus wel-  
cher Ecke sie kommen, ganz schnell die Begeisterung für Köln, Kölsch und Karneval.  
105 [...]

Wenn er Berliner Besuch hat oder mit Berlin telefoniert, stellt er automatisch auf den  
Berliner Slang um. Das Herz pocht vernehmlich lauter, sobald er irgendwo jemanden  
richtig berlinern<sup>18</sup> hört. Wenn er in Berlin zu Besuch ist, sagen ihm die Leute in den  
ersten Tagen: „Du hast ja schon diesen rheinischen Singsang<sup>19</sup> drauf!“ Und wenn er  
110 dann wieder zurückkommt nach Köln, sagen ihm die Kölner: „Jetzt berlinerst du aber  
wieder richtig!“ Wenn er in Köln „Zuhause“ sagt, meint er Berlin, wenn er das in  
Berlin sagt, meint er Köln. Sein blaugelb gestrichener VW-Käfer<sup>20</sup> hat auf jeden Fall  
noch das Berliner Nummernschild, das hat viele Vorteile.



---

<sup>17</sup> *Drink doch ene met!* Trink doch einen mit!

<sup>18</sup> *berlinern* snakke berlinsk

<sup>19</sup> *den rheinischen Singsang draufhaben* (her) tale med rhinlandsk dialekt

<sup>20</sup> *VW-Käfer* m ældre Volkswagen-model

115 Dazu kommt, dass er den ersten Wohnsitz unbedingt in West-Berlin behalten muss, damit nicht irgendjemand beim Bund<sup>21</sup> auf die Idee kommt, ihn zur Bundeswehr zu schicken. Berliner „dürfen“ ja nicht zum Bund<sup>22</sup> – und das findet Friedel überhaupt nicht schlimm. Er will lieber studieren als strammstehen und marschieren. Und schießen schon gar nicht.

Aus: Erdmann Kühn: „Mein Kopf, der ist ein Zimmer“, *Books on Demand* 2016

---

<sup>21</sup> *beim Bund* i militæret

<sup>22</sup> „dürfen“ *ja nicht zum Bund* hentydning til, at unge fra Vestberlin var fritaget for militærtjeneste før murens fald